

Steffen Groß

SPRACHEN ALS KULTURELLE GEDÄCHTNISSE

Über den Zusammenhang von sprachlicher Vielstimmigkeit und kultureller Vielfalt

Einleitung

Dieser Beitrag versucht, die umfassende Bedeutung der Sprache und des Sprechens für die kulturelle Entwicklung insgesamt in den Blick zu nehmen. Dazu ist zunächst unser Alltagsverständnis und unser Alltagsbegriff von „Sprache“ und „Sprechen“ kritisch zu hinterfragen. In Fortbildung von Johann Gottfried Herders Thesen zur Entwicklung und Bedeutung von Sprache im und für den Kulturprozess suche ich Sprache als kulturelles Gedächtnis bzw. als Erinnerungsgemeinschaft zu verstehen. Hierbei wird sich zeigen, dass die Vielstimmigkeit unseres Ausdrucks und kulturelle Vielfalt sehr eng miteinander zusammenhängen. Daraus ergibt sich schließlich eine in den politischen Raum zielende Forderung: Wenn es uns ernsthaft um den Erhalt von kultureller Vielfalt getan ist, dann bedürfen gerade die „kleinen“ Sprachen, die sogenannten „Minderheitensprachen“, der Sicherstellung ihrer Reproduktionsbedingungen und einer aktiven Förderung ihrer Weiterentwicklung.

Werkzeugcharakter der Sprache?

In unserem Alltagsverständnis aber zum Teil auch in Bereichen der Sprachphilosophie betrachten und behandeln wir Sprachen wie neutrale Werkzeuge, die, entsprechend kompetent angewandt, der Ermöglichung von Kommunikation und Verständigung dienen. Die Bedeutung, der Sinn von Begriffen ergebe sich erst aus ihrer konkreter Anwendung bzw. aus ihrem Gebrauch. Es sieht ganz so aus, als wäre Sprache an und für sich nichts, als hätte sie keine Eigenbedeutung, gleich so wie ein Werkzeug für sich allein keine Bedeutung hat, sondern diese Bedeutung erst durch den konkreten Einsatz einstellt erwirbt.

Wenn man dies akzeptiert, dann haben Sprachen keinen intrinsischen Wert, ihre Bedeutung ergibt sich nur aus ihrer Verwendung in konkreten Kommunikationssituationen. Im Grunde genüge es, eine Sprache zu beherrschen und am besten wäre es, wenn es eine „Weltsprache“ gäbe und damit die nur Verwirrung stiftende sprachliche Vielstimmigkeit endlich an ihr Ende käme. Bereits von den Autoren des Alten Testaments ist die Vielsprachigkeit, die

„babylonische Sprachverwirrung“, als eine Strafe Gottes an den Menschen, als eine ihnen auferlegte Last, beschrieben worden.¹ Bildungspolitisch hieße das, dass alle Anstrengungen darauf zu richten wären, dass möglichst viele Menschen eine „große“ Sprache (z.B. Englisch) sicher beherrschen und dass die Förderung kleiner Minderheitensprachen hingegen vergebliche Liebesmüh und aus bildungsökonomischer Sicht Verschwendung von Ressourcen sei. Und in der Tat geht der Trend in diese Richtung: Das Englische ist auf dem Vormarsch und gerät zu einer Art Globalsprache; „kleine“ Sprachen hingegen sterben mit wachsender Geschwindigkeit aus. Nach Schätzungen der UNESCO (die für gewöhnlich sehr zurückhaltend sind), verlieren wir durchschnittlich alle zwei Wochen eine Sprache, d.h. im Jahr gehen weltweit zwischen 20 und 30 Sprachen ohne Chance auf Wiederbelebung verloren.

An dieser Stelle wird eine Spaltung des öffentlichen Bewusstseins sichtbar: Wenn Tier- oder Pflanzenarten vom Aussterben bedroht sind, dann regt sich das öffentliche Bewusstsein und es werden teils erhebliche Mittel für Artenschutzprogramme bereitgestellt – in Hinblick auf ebenso bedrohte Sprachen erscheint dies jedoch nur als Ressourcenverschwendung. Möglicherweise liegt diese Kluft an einem zu engen Verständnis von Ökologie. Der Begriff der Ökologie und des ökologischen Handelns wird einseitig auf den Erhalt der natürlichen Vielfalt im Sinne des Artenreichtums und der nachhaltigen Bewirtschaftung des Naturraumes bezogen. Kulturelle Vielfalt hingegen erscheint immer noch und immer wieder als „freies Gut“, das keiner besonderen Förderung bedarf. Es kann leider nur am Rande erwähnt werden, daß sich hier Forschungsbedarf auch für die ökonomische Theorie abzeichnet: Die Erschöpflichkeit natürlicher Ressourcen ist inzwischen ein wichtiges Thema in der Volkswirtschaftslehre geworden und hat zu eigenen Sub-Disziplinen in diesem Fach (Umwelt- und Ressourcenökonomik bzw. Ecological Economics) geführt. Kulturelle Ressourcen jedoch werden nach wie vor als faktisch unbegrenzt und unerschöpflich angesehen. Wir machen aber die Erfahrung, dass dem nicht so ist und vielleicht sind es die Angehörigen einer Minderheit, die hierfür eine besondere Sensibilität entwickelt haben und darauf drängen können und sollen, dass sich Begriffe und Forschungsrichtungen verändern, um dieses Problem in den Blick zu nehmen. Angezeigt wäre, die etablierte Ökonomik erschöpflicher natürlicher Ressourcen um eine Ökonomik erschöpflicher kultureller Ressourcen zu ergänzen.

An dieser Stelle sei vielleicht ein persönliches Bekenntnis gestattet, denn ich habe als Gymnasiast noch ganz ähnlich gedacht. Zwar bin ich wie selbstverständlich mit der niedersorbischen Sprache in einem Drei-Generationen-Haushalt aufgewachsen, dennoch habe ich mich erfolgreich gegen

¹ Vgl. 1 Mo 11, 1-9.

den nur natürlich erscheinenden Plan meiner Eltern gewehrt, das Abitur am Niedersorbischen Gymnasium abzulegen. „Richtig“ sorbisch zu lernen erschien mir als Zeitverschwendung. Sorbisch hielt ich für eine weitgehend perspektivlose Sprache und dachte, es sei doch viel besser, das sorbische Fundament dazu zu benutzen, um eine Sprache zu lernen, mit der ich etwas anfangen könnte – also Polnisch und so ist es denn ja auch gekommen. Zugleich hat mich die recht einseitige Orientierung des Sorbischen auf das Folkloristische abgeschreckt. Das Sorbische erschien mir überwiegend museal. Auch ich hatte mithin recht lange ein vorwiegend instrumentelles Verhältnis zu Sprachen. Eine Änderung meiner Sicht auf die Bedeutungen von Sprache und Sprechen wollte sich erst gegen Ende meines Studiums einstellen: Zufällig fiel mir ein Buch mit dem auf den ersten Blick merkwürdig erscheinenden Titel *The Rhetoric of Economics* von Donald McCloskey² in die Hand: Auf welche Weisen können denn die Wirtschaftswissenschaften sprechen? Nach und nach ist mir dabei klar geworden, dass in Wörtern bestimmte Bedeutungen und Erfahrungen, aber auch Absichten, Ziele und Motive tradiert werden. Wörter an sich sind nicht leer und neutral wie eben ein Hammer, der er erst im Moment des Gebrauchs eine Bedeutung erhält, sondern sie bergen geteilte kollektive Erfahrungen, sie tragen kollektiv erzeugten Sinn in sich – und sie erzeugen wiederum Sinn und wirken zusammenhangsstiftend. Daher meine These, dass es sich bei Sprachen in besonderer Weise um kulturelle Gedächtnisse handelt.

Damit haben wir schon eine erste Antwort auf das Problem, warum selbst sich nahe stehende Sprachen (z.B. Deutsch und Englisch) nur bedingt ineinander übersetzen lassen: Das „lost in translation“, d.h. dass in Übersetzungen immer etwas verloren geht, ist eine Alltagserfahrung. Oder anders gesagt: wir können zwar alles mögliche technisch übersetzen, aber wir verstehen längst nicht alles. Jeder, der einmal längere Zeit in einem anderen Land, d.h. in einer anderen Sprachumgebung gelebt hat, weiß um diesen Umstand. Zwar ist es möglich, eine fremde Sprache schnell „technisch“ zu erlernen, dennoch bleiben wir in der fremden Sprachumgebung lange Zeit Fremde, denn die Einfühlung in die kulturellen Codierungen, die in der Sprache stecken, dauert lange und Exilanten berichten häufig davon, dass sie selbst nach Jahrzehnten in der neuen Heimat nicht alles verstehen.

² Deirdre (Donald) N. McCloskey, *The Rhetoric of Economics*, Madison: University of Wisconsin Press 1998.

Der Verweisungszusammenhang von sprachlicher und kultureller Vielfalt

Ein Verständnis von Sprache als eines bloß technischen Instruments zur Kommunikationsvermittlung greift viel zu kurz. Bei Sprachen handelt es sich um kulturelle Gedächtnisse im umfassenden Sinne, um Erinnerungsgemeinschaften, aus denen man weder einfach austreten, noch – als Fremder – ohne weiteres eintreten kann. Diese These möchte ich nun noch kurz historisch und systematisch begründen und daraus eine in den politischen Raum weisende Schlussfolgerung ableiten.

Der wahrscheinlich erste Denker, der die umfassende kulturelle Bedeutung von Sprache erkannte, war Johann Gottfried Herder (1744-1803). Herder kann bis heute als Autor von großer Anregungskraft gelten. Seine Schriften und Thesen sind Ausgangspunkt für eine Rezeptionslinie, die sich über Goethe, Wilhelm von Humboldt³ bis hin zu Ernst Cassirer und den modernen Vertretern der philosophischen Anthropologie zieht. Herder ist ein außerordentlich vielseitiger und inspirierender Denker. Er ist sicher kein „Systematiker“ und wird daher häufig als nicht „wissenschaftlich“ genug angesehen. Seine Texte entfalten aber ein hohes Anregungspotential, weil er im Grunde immer offene, zur Diskussion einladende Essays schreibt und keine geschlossenen und auf Abschluss hin orientierte akademische Traktate, die jede Debatte schon im Ansatz ersticken. Herder war zweifellos einer der umtriebigen Akteure der Aufklärung im 18. Jahrhundert, absichtsvoll kontrovers und Kontroversen sehr aufgeschlossen.

Herders entscheidende Leistungen liegen in seinen Beiträgen zum Verständnis von Sprache als dem Zentrum der menschlichen Kultur sowie zum Verstehen des Menschen. Er legte jedoch keine abstrakte und abstrahierende Sprachphilosophie vor, sondern betrachtet Sprache und Sprechen im Rahmen einer umfassenden organischen Anthropologie, die sensibel ist für die Funktion der Sprache, einerseits Zusammenhang zu stiften und Verweisungen herzustellen aber auch, Individualisierung zu ermöglichen. Der Mensch wird von Herder als spannungsvoller Zusammenhang unterschiedlicher Vermögen gesehen, die im Konflikt, oft genug auch im Widerstreit zueinander stehen. Darin erfährt die Idee, wonach der Mensch höchst selbst ein Medium ist, ein Mittleres und ein Vermittler seiner vielfältigen Anlagen, eine erste Vorbereitung. In der Spannungs- und Konflikthaftigkeit der menschlichen Vermögen liegt die Quelle für alle Kulturleistungen. Differenz ist das Ergebnis und andererseits wiederum die Möglichkeitsbedingung von kultureller wie individueller Entwicklung. Daraus ergibt sich bei Herder eine hohe

³ Wilhelm von Humboldt, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* [1827 – 1829], Wiesbaden: Fourier 2003.

Wertschätzung von Pluralität und Vielfalt, eine tiefe Einsicht in die Inkommensurabilität von Werten und Zielen. Herder ist einer der ersten, die Mannigfaltigkeit und kulturelle Dynamik bejahen und nicht als Bedrohung ansehen. Zu seinen Lebzeiten galt eine solche Position keineswegs als selbstverständlich und auch heute ist ja der Drang zu einer „Einheitslösung“, zur Aufhebung von Unterschieden, immer wieder prominent.

Für den hier vorgestellten Zusammenhang sind vor allem seine Preisschrift *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*⁴ von 1770/72 sowie seine in Auseinandersetzung mit der kritischen Philosophie Kants entstandene *Metakritik*⁵ von besonderem Interesse. In den Kulturwissenschaften haben wir es recht häufig, dass unsere Altvorderen tiefere Einsichten in bestimmte Zusammenhänge hatten als wir heute und dass Wiedererinnerungen uns unsere gegenwärtige Situation in einem anderen Licht erscheinen lassen.

Eine Grundidee Herders ist, dass der Sprache ein besonderer Anteil an den natürlichen Wachstumsprozessen des Bewusstseins zukommt – Mensch-Sein heißt Denken und Kommunizieren. Die Trias von Gesellschaft, Kultur und Individualität des Menschen ist nicht auflösbar. Worte verbinden Gefühle mit Dingen, sie schaffen Verbindungen von Vergangenheit und Gegenwart. Dies ermöglicht Gedächtnis und Vorstellungen, und auf dieser Grundlage kommen Gesellschaft, Literatur und Geschichte zustande als das Etablieren von kollektiven, interindividuellen Zusammenhängen. Denken und Sprechen bedeutet aber auch ein Schwimmen in einem ererbten Strom von Bildern und Worten. Die darin liegenden Vermittlungen müssen wir für uns annehmen, wir können sie nicht komplett selbst aus uns heraus erzeugen. Wir sind hineingeboren in eine Sprache und damit sofort in einen überlieferten Bedeutungs- und Traditionszusammenhang. Dies gilt, nach meiner eigenen Erfahrung, in besonderer Weise für das Sorbische: das Sorbische lebt überwiegend aus einer mündlichen Erzähltradition, aus dem Erzählen von Geschichte und Geschichten, und kaum aus der Verschriftlichung.

Doch das Hineingeborene in eine Sprache ist nur die eine Seite. Zugleich bildet sich hier die unauflösbare Spannung zwischen Gemeinschaftlichkeit einerseits und Individualität andererseits. Mit anderen Worten: Die Sprach- und Traditions Umgebung, in der wir aufwachsen, ist eine Herausforderung, an der wir uns reiben, um daraus Individualität zu gewinnen und zu einer unverwechselbaren Person zu werden. Auch wenn es zunächst paradox klingen

⁴ Johann Gottfried Herder, *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* [1772], in: Herder Werke in zehn Bänden, Band 1: Frühe Schriften 1764 – 1772, hrsg. von Ulrich Gaier, Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1985, S. 695 – 810.

⁵ Johann Gottfried Herder, *Verstand und Erfahrung. Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft* [1799], in: Herders Sämtliche Werke, hrsg. von Bernhard Suphan, Band XXI, Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1881.

mag: Individualisierung findet doch immer in interindividuellen Symbolismen statt – als je eigene, individuelle Aneignung und Verwendung dieser interindividuellen Symbolismen. Die generalisierende Funktion von Sprache und Sprechen kreuzt sich spannungsvoll mit einer individualisierenden Funktion. Verbinden und Trennen stehen so in einem dialektischen Zusammenhang. Auch Herder scheint in diese Richtung gedacht zu haben, „[d]enn jeder Mensch kann und muss allein in seiner Sprache denken. Wer das Eigenthum dieser verlohren hat und fremde Worte Sinnlos nachlallt oder herbetet, hat für sich und andre den Grund aller Philosophie, das eigne Denken, zerstöret.“⁶ In der *Metakritik* liefert Herder zudem ein interessantes Bild zur Illustration der Verbindung von Sprache und menschlichem Verstand. Mit einem Seitenblick auf Leibniz heißt es dort: „Die menschliche Seele denkt mit Worten; sie äußert nicht nur, sondern sie bezeichnet sich selbst auch und ordnet ihre Gedanken mittelst der Sprache. Sprache (...) ist der Spiegel des menschlichen Verstandes, (...).“⁷ In einem Spiegel aber sehen wir uns selbst. Wir schauen nicht durch ihn hindurch. Das bedeutet, dass wir uns in der Auseinandersetzung mit unserer Sprache, im Nachspüren nach den Bedeutungen und dem Wandel der Bedeutung von Begriffen, nur selbst kennen- und verstehen lernen. Im Sprechen liegt ein Akt der Selbst- und Weltreflexion – und dieser ist prinzipiell nicht abschließbar. In der Sprache bricht sich die Wirklichkeit immer wieder anders und immer wieder neu.

Jede Sprache hat ein unverwechselbares „Gesicht“ – eine „Physiognomie“. So implizieren Sprachen, die stärker geschlechtsorientiert sind, ein anderes Weltbild und eine andere Zugangsweise zur Wirklichkeit als Sprachen, die zur Geschlechtsneutralität neigen. Insbesondere slawische Sprachen sind sehr stark geschlechtsorientiert, das Englische beispielsweise hingegen ist nahezu geschlechtsneutral. Diese Nuancen zwischen den Sprachen können als Hinweise auf unterschiedliche Formen der Erfahrung dienen.

Im Zuge der Aufklärung ist im 18. Jahrhundert auch klar verstanden worden, dass das Thema „Sprache“ starke politische Implikationen aufweist, insbesondere in Hinblick auf das Thema Nationalität bzw. Nationalbewusstsein. Herder entwickelt auf der Basis seiner Sprachphilosophie eine interessante kulturelle resp. kulturalistische Auffassung zur Nationalität im Unterschied zu den bekannten Bestimmungen von Nationalität über die Abstammung. Der Grundbegriff für die Diskussion dieses Zusammenhanges ist der der „Zugehörigkeit“ bzw. des Bedürfnisses, Dazuzugehören. Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder Gemeinschaft stellt sich für Herder als ein absolut grundlegendes, lebensnotwendiges Bedürfnis von der gleichen unmittelbaren Dringlichkeit wie

⁶ Johann Gottfried Herder, *Verstand und Erfahrung. Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft*, op. cit., S. 32.

⁷ *Ibid.*, S. 19.

Nahrung und Unterkunft dar. Das Bedürfnis nach Zugehörigkeit markiert in gewisser Weise eine Grenzlinie zwischen der physiologischen und der selbst zu gestaltenden kulturellen Seite des Menschen. Zugehörigkeit nun hat sehr viel zu tun mit Sprache im weitesten Sinne, mit Ausdruck und mit Symbolen, mit Verstehen und verstanden Werden. Menschen wachsen in eine Ausdrucks- und Bedeutungsumgebung hinein und sind von ihr und durch sie geprägt. Auch dem größten Kosmopoliten wird das Einfinden in einen fremden Ausdruckszusammenhang nicht ohne weiteres gelingen. Ein Grund dafür sind die vielen nicht unmittelbar für sich greifbaren Gesten und Weisen, mittels derer sich Menschen untereinander auch jenseits der expliziten Sprache verstehen. Wir können eine Fremdsprache zwar perfekt beherrschen (Wortschatz, Grammatik), aber wir verstehen doch nicht alles. Daraus speist sich ein Gefühl der Fremdheit, des sich deplatziert Fühlens. Dieses ist ebenfalls sehr grundlegend und die Menschen suchen es zu vermeiden.

Der kulturell fundierte Heimatbegriff

Dies führt geradewegs auf einen anderen, einen kulturell fundierten Heimatbegriff: Ich bin dort zu Hause, wo ich mich verständlich machen kann und wo ich verstanden werde – wo ich mich mithin in diesem kulturellen Sinne geborgen fühle. „Heimat“ bedeutet sodann keine zwangsläufige Bindung an einen physischen Ort, an einen bestimmten Boden, an eine Landschaft. Das interaktive Internet bietet für „Exilanten“ dann interessante Möglichkeiten, trotz großer räumlicher Entfernung mit der heimatlichen Kultur und Sprache verbunden zu bleiben: Ein Beispiel dafür ist das „serbska cyberwjeska“ (www.internecy.de). Hieran lässt sich erkennen, dass sich Heimat zunehmend enträumlicht, und dieser Prozess erfährt durch neue technische Möglichkeiten eine weitere Forcierung. Die Grundidee der enträumlichten, kulturell gebundenen Heimat ist aber schon ein Produkt des 18. Jahrhunderts. In Deutschland haben wir m.E. das Problem, dass der Heimatbegriff nahezu komplett dem rechtskonservativen politischen Spektrum überlassen wurde und hier auf ein bestimmtes Territorium fixiert wird.

Sprachen erweisen sich überdies als irreduzibel. Sie lassen sich nicht vollständig auseinander herleiten, „perfekte“ Übersetzungen gibt es nicht aufgrund der jahrhundertelangen kulturellen Erfahrungen, die in den Worten der jeweiligen Sprache codiert sind. Herders These ist hier, dass jede Nation, jede Kultur ihr jeweils eigenes „Gravitationszentrum“ habe. Dadurch lässt sich die eine Kultur nicht auf die andere reduzieren und „Leitkulturen“ sind unmöglich. Herders kulturell bestimmter Begriff von Nationalität ist von einer durchaus sehr toleranten und harmonischen Art. Für ihn gibt es einfach keine ideale Nation, keine ideale Kultur und keine Lebensweise, die nun besonders

herauszuheben wäre. Es gibt auch keine „guten“ und keine „schlechten“ Nationen. Und auch keine „wichtigen“ und „unwichtigen“. Es gibt für Herder keine Hochkulturen und keine primitiven Nationen. Er entwickelt einen sehr positiven, einen bejahenden Begriff von Vielgestaltigkeit. Es gibt schlicht keinen Standard, anhand dessen wir solche schwerwiegenden Urteile wie „gute“ oder „schlechte“ Nationen fällen können. Jede Nation, jede Gruppe, jede „Volksseele“ wie er es nennt, bildet jeweils eigene Ideale aus. Herder hat zwar den Begriff „Nationalismus“ eingeführt aber er war kaum ein Nationalist im heute geläufigen Sinne. „Nationalismus“ bedeutete für Herder die besonderen Qualitäten einer bestimmten Gruppe, zusammengehalten von der gemeinsamen Sprache. Herder erweist sich hier einmal mehr als ein sehr aktueller Denker, denn der Rückgriff auf seine Thesen zwingt uns dazu, unsere heutige Situation grundsätzlich zu überdenken: Ist die sogenannte westliche Kultur wirklich die überlegene? Diese Frage lässt zum Beispiel den herrschenden Begriff von „Entwicklungshilfe“ in einem anderen Licht erscheinen. Kann man überhaupt begründet von einer „überlegenen Kultur“ sprechen oder sprechen wir nicht vielmehr, wenn wir dies tun, den anderen ihr Eigenleben ab? Verkennen wir nicht radikal die Grenzen unserer eigenen Kultur, unserer eigenen Werte, wenn wir sie universalisieren, das heißt zum allgemeinen Maßstab erheben? Demgegenüber setzt Herder auf einen toleranten Pluralismus und er verwarf damit die große Idee des rationalistischen Hauptstromes der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, dass es sowohl hinsichtlich des Wissens als auch hinsichtlich der moralischen Entwicklung einen ständigen, immerwährenden Fortschritt gibt. Die Vorstellungen ewigen Fortschritts, so kann wohl jeder nach einiger Überlegung vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungen sagen, ist kontraintuitiv – sie passt nicht mit dem zusammen, was wir erleben. Die nächste Generation steht nicht notwendig auf den Schultern der Vorgänger und schaut weiter als diese.

Zusammengehörigkeit in einer Gruppe stellt sich durch gemeinsame Traditionen ein, durch geteilte Erfahrungen und durch ein kollektives Gedächtnis – dies ist die Sprache! Wenn Sprachen aussterben, stirbt mit ihnen ein Teil des kulturellen Gedächtnisses – wenn im Durchschnitt alle zwei Wochen eine Sprache ausstirbt, dann ist das unwiederbringlicher Verlust von kultureller Vielfalt. Hierin spiegelt sich das Artensterben als Verlust biologischer Vielfalt. Auch an dieser Stelle zeigt sich der Zusammenhang von Natur und Kultur: Die Sprachenvielfalt ist dort besonders hoch, wo auch eine besonders große natürliche Artenvielfalt herrscht, d.h. vor allem in den Äquatorgebieten. Diese Vielfalt nun und die mit ihr einher gehenden Differenzen und Spannungsverhältnisse sind die Möglichkeitsbedingungen für kulturelle Dynamik. Die Einschränkung und tendenzielle Aufhebung kultureller

Vielfalt macht diesen Planeten genauso zur Einöde, wie die Zerstörung der biologischen Artenvielfalt.

Sprache kann als Voraussetzung und zugleich als Mittel für alles Verstehen und für jedes zweckgerichtete Handeln gelten. Das sich-Ausdrücken und damit sich anderen zuwenden ist eine grundlegende Aktivität des Menschen. Verstehen des anderen bedeutet zu verstehen, was er zu kommunizieren beabsichtigt. Kommunikation ist mithin ein schöpferischer Prozess und schöpferisches Handeln läßt sich umgekehrt als Kommunikation beschreiben. Sprache ist für Herder das intime Band, das die Menschen verbindet, denn wir wachsen nun einmal in einer sprachlichen Umgebung auf, wir hören uns in die uns umgebende Welt ein. Das Hören wird bei Herder zum primären menschlichen Sinn, das Ohr zum entscheidenden Sinnesorgan proklamiert: „Der Mensch ist also als ein horchendes, merkendes Geschöpf zur Sprache natürlich gebildet, und selbst ein Blinder und Stummer, siehet man, müßte Sprache erfinden, wenn er nicht nur fühllos und taub ist. Setztet ihn gemächlich und behaglich auf eine einsame Insel: die Natur wird sich ihm durchs Ohr offenbaren: (...) Das erste Wörterbuch war also aus den Lauten aller Welt gesammelt. Von jedem tönenden Wesen klang sein Name; die menschliche Seele prägte ihr Bild darauf, dachte sie als Merkzeichen, (...).“⁸

Die Vergangenheit, die Traditionen, die Gefühle, der ganze Sinn für sich selbst – all das hat sich in die jeweilige Sprache eingeschrieben und bewirkt ihre Nuancen. Und diese sprachlichen Nuancen lassen sich nicht vollständig in andere Sprachen übersetzen – einfach weil die historischen, traditionellen, im weitesten Sinne kulturellen Hintergründe, die Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen dieser anderen Sprache anders sind. Dieser Umstand war etwa den alten Kolonialmächten durchaus bewusst, zumindest intuitiv: Das erste, was in neuerrichteten Kolonien unternommen wurde, war der Versuch, der angestammten Bevölkerung die Sprache zu nehmen und auf diese Weise ihr öffentliches kulturelles Bewusstsein zu zerstören. Denn dieses kulturelle Bewusstsein und kulturelle Identität ist die stärkste Widerstandsquelle gegen die Eroberer. Durch den Zwang, die Sprache der Kolonialmacht anzunehmen, wird der ursprüngliche Bedeutungsrahmen von Traditionen, Anschauungen und der gemeinsamen Geschichte herabgewürdigt. Den Unterworfenen wird schließlich nichts weniger als die eigene Menschlichkeit geraubt. Die Konsequenzen dessen sind besonders dramatisch bei und für Kulturen reiner Mündlichkeit.

Die Konsequenz daraus? Wenn uns also am Erhalt und Ausbau von kultureller Vielfalt gelegen ist und wenn wir akzeptieren, dass kulturelle Identität zu wesentlichen Teilen in und durch Sprache vermittelt ist, dann lautet die Aufforderung an die Politik, gerade den sogenannten kleinen Sprachen

⁸ Johann Gottfried Herder, *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, op. cit., S. 735ff.

weitaus mehr Aufmerksamkeit und Interesse entgegenzubringen. Eine ganz und gar erstaunliche Lücke wird an dieser Stelle sichtbar: Einerseits gilt es heute in der Öffentlichkeit als politischer Allgemeinplatz, dass etwas getan werden muss, um biologische Vielfalt zu erhalten. Andererseits gehen wir mit kultureller Vielfalt auffällig liederlich um, als wäre kulturelle Vielfalt selbstverständlich. Kulturelle Vielfalt ist aber ganz und gar nicht selbstverständlich. Wir müssen sie immer wieder neu leisten. Und jede Sprache, die ausstirbt, bedeutet eine Einschränkung kultureller Vielfalt, bedeutet ein kleiner werdendes kulturelles Gedächtnis und das heißt weniger Anregungspotential, weniger Identifikationsmöglichkeiten, weniger kulturelles Bewusstsein und am Ende weniger Kreativität und weniger kulturelle Entwicklungsmöglichkeiten, Herausforderungen und Perspektiven – auch für die sogenannten Mehrheitskulturen. Gerade die sogenannten großen Kulturen brauchen ständig Herausforderungen, Anregungen, Aufforderungen, Neues zu integrieren – und das können eben z.B. kleine Sprachen und Minderheiten leisten. Die USA waren auch deshalb lange Zeit so erfolgreich, nicht zuletzt wirtschaftlich, weil sie unter einem nie dagewesenen Integrationsdruck standen und permanent auf kulturelle Herausforderungen durch Einwandererkulturen reagieren mussten. Demgegenüber gelten die Konsequenzen einer Tendenz zur Saturiertheit im Großen wie im Kleinen: Wer meint, allen anderen überlegen zu sein, läuft Gefahr zu implodieren. Entwicklung kommt durch Herausforderungen zustande, wird durch Herausforderungen angereizt, und wer sich nicht mehr herausfordern lässt, hat kaum noch Perspektiven.

steffen.gross@tu-cottbus.de